

Joachim Hahn, *Aurignacien. Das ältere Jungpaläolithikum in Mittel- und Osteuropa*. Fundamenta A 9. Böhlau Verlag Köln-Wien, 1977. 355 Seiten, 71 Abbildungen, 187 Tafeln.

Es handelt sich um eine offensichtlich stark überarbeitete Dissertation, bei der das Ausmaß der Veränderungen sich in den Unterschieden zwischen zwei Kurzfassungen von 1970 (*Anthropologie* 74, 1970, 195 ff.) und 1972 (*Acta praehist. et archaeol.* 3, 1972, 77 ff.) spiegeln dürfte: Statt der 'Summenkurven' werden andere statistische Verfahren verwendet; an die Stelle eines gewissen Dualismus von 'Aurignacien vom Typ Krems' und 'gewöhnlichem Aurignacien' tritt eine stärkere Auffächerung nach Gruppierungen und eine Differenzierung in deren inhaltlicher Interpretation. Darauf wird hier nicht verwiesen, um von vornherein irgend etwas abzuwerten, sondern als Zeichen dafür, daß Verf. beweglich genug ist, aus dem gleichen Quellenstoff innerhalb relativ kurzer Zeit einigermaßen voneinander abweichende Konzeptionen zu entwickeln und daher vielleicht auch weiteren Modifikationen auf gleicher Materialgrundlage zugänglich sein wird.

Forschungsgeschichtliche Erörterungen (hier unter der Überschrift 'Historische Raum-Zeit-Modelle') sind gewiß ein guter Weg, in die Problematik eines Gegenstandes einzuführen und Stand und Aufgaben darzulegen. Das könnte allerdings gewinnen, wenn dabei konsequent bestimmte Leitlinien verfolgt und deutlich herausgearbeitet würden. Eine solche wäre z. B. die Frage, wie allmählich der Begriff des 'Aurignacien' entwickelt und auf einen eigentlichen Kern zurückzuführen versucht worden ist, d. h. wie Erscheinungen abgetrennt wurden, die formenkundlich und genetisch nicht dazugezählt werden können. Ein Teil davon ist die Abhebung dessen, was später als 'Gravettien' bezeichnet wurde, und da ein solcher Vorgang auch eine entsprechende terminologische Spiegelung findet, wäre es wohl angebracht zu zeigen, wie und durch wen dieser Begriff im deutschsprachigen Bereich aufgebracht wurde (dazu etwa hinzuzuziehen: *Germania* 29, 1951, 69 u. 248; *Eiszeitalter u. Gegenwart* 2, 1952, 50 f.; *Arch. Austriaca* 10, 1952, 4 ff.) und wo und mit welcher Begründung (oder auch ohne eine solche) er abgelehnt wurde. Dem Rez. sei auch noch die Frage pro domo gestattet, wie er selbst sich denn in dem Buch von Hahn spiegelt: Da steht er eigentlich als jemand, der sich seit 1955 nicht mehr mit dem frühen Jungpaläolithikum befaßt hat und nach wie vor z. B. das 'Olschewien' für einen eigenständigen Komplex vor und neben dem Aurignacien hält und die 'Nasenkratzer' als eine Leitform des 'Gravettien' ansieht.

Im übrigen ist es eigentlich ein unerträglicher Zustand, daß jeder, der sich mit einem paläolithischen Thema befaßt, sich erst seine eigene Terminologie schaffen muß (oder zu müssen glaubt). Sprachliche Empfindlichkeit ist dabei nicht gefragt, oftmals auch nicht Präzision. So dürfte z. B. die Bezeichnung einer 'Retuschierung' als 'Retusche' nicht mehr auszurotten sein, wiewohl Rez. immer noch der Meinung ist, daß eine schräge Retusche etwas anderes ist als z. B. eine Retuschierung, die das schräge Ende einer Klinge bildet; bei einem 'Stichel an Endretusche' wird es schon recht bedenklich, und mit der Bezeichnung eines ganzen Artefakts als 'Endretusche' ist die Grenze des Erträglichen endgültig überschritten. Auch eine Bezeichnung wie 'Mehrschlagstichel' ist nicht besonders genau, denn mehrere Schläge können auch von einer Kante ausgehen: Es gibt da zutreffendere Vorschläge. Daß im deutschen Sprachbereich der Ausdruck 'Bogenstichel' oft allzu leichthändig verwendet wird, ist schon öfters beanstandet worden (z. B. Narr, *Das Rheinische Jungpaläolithikum* [1955]). Nur zu begrüßen ist

deshalb die Abhebung eines 'Kielstichels' vom echten 'Bogenstichel' (mit Stopkerbe: bei den von Hahn angeführten Beispielen allerdings nicht immer deutlich zu erkennen, was aber an der Schwierigkeit der zeichnerischen Wiedergabe liegen mag). Der Name ist offenbar gebildet in Anlehnung an den 'Kielkratzer', der seinerseits so benannt ist, weil man ihn, mit der Unterseite nach oben gehalten, wie den Teil eines Boots ansehen kann und sein im Idealfall vorhandener Mittelgrat einen Kiel darstellt. (Interessant ist, daß bereits H. Breuil von einer – wohl nur formal, nicht genetisch verstandenen – 'Passage' vom 'Grattoir carené' zum 'Burin busqué' spricht: *Les subdivisions du paléolithique supérieur*² [1937] 15 Abb. 7.)

Das aber ist nur ein Aspekt der Ordnung und Gliederung, nämlich der 'intuitive Sortiervorgang', der für das 'Typkonzept' maßgebend ist (S. 33). (Dabei kann dieser Ausdruck aber nur methodisch brauchbar bleiben, wenn man ihn nicht dadurch verwässert, daß konkrete Typenlisten so bezeichnet werden.) Wie schon an anderer Stelle (G. Albrecht, J. Hahn u. W. Torke, Merkmalanalyse von Geschoßspitzen des mittleren Jungpleistozäns in Mittel- und Osteuropa [1972]; vgl. dazu Rezension von Narr in *Prähist. Zeitschr.*, im Druck) wird dem das Konzept der Merkmalanalyse ('Attribute analysis') gegenübergestellt. 'Das Einzelstück' wird 'als Konfiguration formaler Elemente angesehen'. Aber was ist denn eigentlich sonst ein 'Typus'? Eine 'Kerbklinge' ('Eingeschnürte Klinge') ist als solche von Bedeutung, und wenn sie an einem Ende einen Kratzer hat und am anderen einen Stichel, so wird das jeder natürlich als Besonderheit vermerken; doch ist zu bezweifeln, ob wirklich etwas dadurch gewonnen würde, daß man die betreffenden Merkmale getrennt und unterschiedslos in einen Verarbeitungsvorgang eingibt, 'damit sie nicht verlorengehen'. Auch wer nicht die Vorstellung vom Typus als 'Leitfossil' teilt, kann sich sehr wohl fragen, ob es nicht verschiedene Wertigkeiten gibt (vgl. Narr, Studien zur älteren und mittleren Steinzeit der Niederen Lande [1968] 18 f.) und unter Umständen 'seltene Typen wichtiger sind als häufig auftretende Formen' (Hahn S. 33). Verf. hat den Typus des 'Kielstichels' sicherlich konzipiert und in seiner 'Wertigkeit' erkannt ohne vorherige Anwendung statistischer Merkmalanalyse. Im übrigen wäre zu fragen, ob nicht mit Kanonen nach Spatzen geschossen wird, wenn man z. B. für die sonst stillschweigend 'mitgedachte', jetzt aber explizit dargelegte Unterscheidung eines 'monothetischen und eines polythetischen' Konzepts einerseits auf Platon und andererseits auf M. Weber zurückgreift.

In 'Voraussetzungen und Methode' zeigt sich Verf. deutlich von Autoren und Richtungen beeinflusst, die einer nomothetischen Auffassung verschrieben sind und z. B. systemtheoretische Formulierungen, die u. U. als klärende Hypothesen durchaus brauchbar sein können, nicht als solche sehen, sondern als Realitäten, ganz abgesehen davon, daß dadurch teilweise doch nur Banalitäten ausgewalzt werden (z. B. im 'Systemischen Modell des Lebenszyklus von Steinartefakten'). Unschwerlich ist dabei jedoch wohl bewußt, daß Kultur als Ganzes kaum ein wirkliches System sein kann, schon gar nicht aber dieses System aus den Artefakten unmittelbar zu erkennen ist (obwohl auch diese Behauptung aufgestellt wurde). So wendet man sich denn Teilen prähistorischer 'Systeme' zu, die noch am ehesten zu erfassen sind, nämlich den Artefakten einerseits (in sprachlicher Hochstilisierung als 'konkrete Produkte menschlichen Verhaltens'), den Umweltbedingungen andererseits.

Inwieweit die explizit formulierte 'kulturelle Hypothese der Raum-Zeit-Bedingungen' (S. 31) mit der Konzeption der 'Area co-tradition' zu verbinden ist, bleibe dahingestellt. (Daß diese erst die 'statische Repräsentation' 'Culture area' durch Hinzufügen der Dimension 'Zeit' durchbrochen habe, übersieht die Bemühungen um eine 'Age area': Zu einem Versuch, den Begriff des 'Kulturareals' auch im Wandel der ökologischen Bedingungen während des Eiszeitalters fruchtbar zu machen vgl. *Ber. RGK* 34, 1951–1953 [1954] 32 f.)

Unbedingt zuzustimmen ist dem Verf. darin, daß das 'Aurignacien' ebenso wie andere vergleichbare große Komplexe nicht eine 'Kultur' repräsentiert, sondern seine Merkmale nur einen Ausschnitt wiedergeben (vgl. z. B. – keineswegs zuerst oder originell – Narr 1968, S. 28 ff.). Die Bezeichnung 'Technokomplex' reduziert freilich die Sache wieder allzusehr, denn es geht dabei ja nicht nur um Techniken (schon gar nicht um 'Technologien'), sondern auch um wirkliche Typen. (Nur einen Teilaspekt umfaßt auch die Konzeption eines 'Aktivitätskomplexes', denn bestimmte Zwecke können offenbar mit verschiedenen Mitteln erreicht werden: Wie anders wären sonst formale Unterschiede großer paläolithischer Komplexe zu verstehen?) Die Bezeichnung einer noch kleineren (und offenbar auch der kleinsten) Einheit als 'Phase' ist (wie auch einiges andere) ein überflüssiger Amerikanismus, der eine anderslaufende mitteleuropäische terminologische Tradition mißachtet und geradezu umstülpt.

Die Aufführung der 'Fundstellen und Inventare' soll 'kein ausführlicher Katalog' sein, sondern nur die wichtigsten Daten geben. Solche Kürze ist wohl unvermeidlich, aber in einigen Punkten wäre doch eine etwas genauere Information zu begrüßen. Wenn es z. B. zu der 'Wildscheuer' heißt, daß 'die Funde aus den älteren Grabungen . . . nur nach den anhaftenden roten Sedimentresten in die Schicht II verwiesen werden' konnten, wäre eine Mitteilung darüber angebracht, ob diese Art der Sortierung nur vom Verf. durchgeführt worden ist oder von anderen schon Jahrzehnte zuvor. Allzu einfach sind ferner die stratigraphischen Probleme der Istállóskő (S. 122) abgehandelt. Wenn auch an anderer Stelle gesagt wird, daß zwischen der 'oberen' und der 'unteren' Fundschicht eine Diskordanz besteht, ist doch nicht zu übergehen, daß der 'graue, grobe Kalkschutt', der sich stellenweise dazwischenschiebt, von L. Vértes als Einfüllung durch einen Kamin angesehen wurde. (Deshalb fehlt wohl diese Lage in der auch von Hahn auf S. 148 wiedergegebene Schichtenfolge überhaupt.) Die Zurechnung zur 'unteren Schicht' erfolgte offensichtlich wegen der Artefakte (nach der auch bei Hahn auf S. 121 wie-

dergegebenen Profilzeichnung an der Basis), die Vértes dem sog. 'Aurignacien I' zugerechnet hat (vgl. auch zusätzliche Mitteilung bei Narr, Kultur, Umwelt und Leiblichkeit des Eiszeitmenschen [1963] 69). Die ganze Frage kann und soll hier nicht erneut aufgerollt werden (vgl. Narr 1963, S. 68 f.; Narr 1968, S. 129, oben erwähnte Rezension von Albrecht, Hahn und Torke). Jedenfalls muß ernsthaft damit gerechnet werden, daß das sog. Aurignacien I in Wirklichkeit zweigeteilt ist und vielleicht der 'graue, grobe Schutt' zeitlich näher bei der 'oberen Fundschicht' liegt. Dafür spricht ja auch das 'junge' Radiokarbon-Datum für das 'Aurignacien I' der grauen Schicht (vgl. Mitt. bei Narr 1963, S. 69), und vielleicht hat die Einsicht in die möglicherweise recht große Lücke Vértes dazu veranlaßt, dieses Datum (und damit auch die graue Lage?) später der 'oberen Schicht' zuzuweisen (Radiocarbon 14, 1972, 63). Ob die zweifellos vorhandene Diskordanz aber durch eine Zerteilung des 'Denekamp' (durch Ausgliederung eines 'Hoboken'), wenn man schon diese niederländischen Begriffe hier anwenden will, hinreichend zu erfassen ist (S. 176) und nicht viel eher in einer ganz anderen Größenordnung gesehen werden muß, ist doch sehr die Frage. Wenn 'insgesamt . . . davon ausgegangen' wird, daß 'das Aurignacien in Mittel-, West- und Osteuropa in etwa gleichzeitig eingesetzt hat', so gibt es in der Tat 'zur Zeit keine Belege dafür'. Rez. läßt sich gewiß nicht von einzelnen Radiokarbonatdaten besonders beeindruckt; aber er ist auch nicht bereit, die Daten aus der Istállóskő ohne weiteres für 'zu alte Daten' (S. 171) zu halten. Die Radiokarbonatdaten so zu behandeln, daß alle mitteleuropäischen Werte für das Aurignacien in einem Block zusammengefaßt werden, um dann aus 'Interquartilabstand' und 'Median' auf eine prinzipielle Gleichzeitigkeit mit den westeuropäischen zu schließen, erscheint nicht zuletzt deshalb fragwürdig, weil sich für Mitteleuropa eine beträchtlich längere zeitliche Erstreckung ergibt – falls einige der 'späten' Vorkommen wirklich 'Aurignacien' sind.

Die eigentlichen Ergebnisse der Arbeit sind dargestellt in einem 'Modell des Aurignacien', das ein 'behaviouristisches' Modell sein soll, weil 'die Zusammensetzung eines Werkzeugsatzes . . . von den ausgeübten Aktivitäten abhängig' ist (S. 229; vgl. auch Narr 1968, S. 17 u. 32) und dementsprechend das 'Aurignacien' in verschiedene 'Aktivitätskomplexe' aufzulösen, ohne daß sich allerdings im Hinblick auf die Aktivitäten Genaueres und Konkretes ermitteln ließe. Funktional bedingte Varianten, zu deren Erkennen vielleicht statistische Überlegungen u. U. mehr beitragen können als zur chronologischen und chorologischen Gliederung (vgl. Narr 1968, S. 19), sind eben sehr schwer von den anderen Faktoren zu unterscheiden. Die Auswertung der Inventare mit Hilfe einer von F. R. Hodson durchgeführten Hauptkomponentenanalyse und der 'Cluster analysis' ist jedenfalls eine Aufteilung in fünf verschiedene 'Inventarausprägungen' der Steinwerkzeuge, durch die im wesentlichen die einfachere Gliederung in ein 'Aurignacien vom Typus Krems' und ein 'gewöhnliches Aurignacien' stärker aufgelöst wird. Es bleibt allerdings zu fragen, ob diese Varianten nicht auch auf die traditionelle Art hätten erkannt werden können oder aber, ob die Übergänge nicht noch fließender sind: Hier werden ja nicht die Unterscheidungen nach An- oder Abwesenheit schlechthin getroffen, sondern nach dem Überschreiten bzw. Unterschreiten bestimmter Prozentsätze von bestimmten Artefaktformen, und so ist für die Klassifizierung als 'gewöhnliches Aurignacien' nicht das Fehlen anderer auszeichnender Artefakttypen (Kielstichel, Dufourlamellen, bifaciale Stücke, rücken-retuschierte Stücke) maßgebend, sondern nur 'ein Fehlen jeweils der angegebenen Prozentsätze'. Geht man einmal davon aus, welche Typen denn überhaupt in dem 'aurignacoiden Komplex' vorkommen und wo sie am häufigsten sind, dann kann in das Zentrum für Mitteleuropa Krems-Hundssteig gestellt werden, wo das 'Typenspektrum' am dichtesten vertreten ist; danach folgen dann etwa Stationen wie Vogelherd und Brünn-Malmeritz II (allerdings gegenüber Krems mit einer gewissen Verschiebung auf der Kombinationstabelle) und danach Senftenberg, Breitenbach, Sirgenstein IV und Wildscheuer III, und so könnte man fortfahren. Bei einer chronologischen Wertung der Seriation wäre Krems-Hundssteig etwa in die Mitte zu setzen, die Fundstellen der Schwäbischen Alb würden früher, andere vielleicht noch mehr, hingegen weitere Inventare, zumal die mit Kielsticheln, später (wofür auch andere Gründe angeführt werden können). Ob aber eine Seriation chronologisch zu werten ist, kann nicht a priori festgelegt werden, und der Verfasser läßt diese Frage in kluger Zurückhaltung offen. Das stimmt letzten Endes auch damit überein, daß sich das 'Aurignacien' (ebenso wie fast alle größeren paläolithischen Komplexe) eigentlich nicht als Gesamtheit definieren läßt, sondern immer nur ein bestimmter Teilbereich. Auch dabei wird letzten Endes die Kombinationstabelle unentbehrlich, bis zu einem gewissen Grade von Hahn sogar als Prüfstein für die statistischen Verfahren eingesetzt. Daß in der Typentafel die Frage der Spezifität (im Sinne von Narr 1968) nicht gestellt wird, ist als Schritt bei der Herausarbeitung sicher berechtigt, läßt jedoch die Zugehörigkeit eines Teils der Fundstellen zu einem 'Aurignacien' ungewiß werden; daher wohl auch die Bezeichnung 'aurignacoider Komplex'. (Da Bildungen mit -oid zumal in der physischen Anthropologie üblich sind, sollte man sie allerdings nicht derart als Verlegenheitsbezeichnungen verwenden, sondern nach präziserer Bestimmung suchen: vgl. Bonner Jahrb. 151, 1951, 30f.). Es kann durchaus versucht werden, zunächst einmal von einem so breiten Typenspektrum auszugehen wie in der Kombinationstabelle von Hahn (S. 260): Zeitliche, räumliche und funktionelle Faktoren lassen von vornherein nicht damit rechnen, daß es überall gleichmäßig oder vollständig vertreten wäre.

Dabei ergibt sich aber auch die Frage, welche Rolle denn die in die Kombinationstabelle von Hahn nicht aufgenommenen und überhaupt nur am Rande berücksichtigten 'Geschoßspitzen' spielen. Kann man im Extrem eine Analyse danach einrichten, welches Material uns am häufigsten zur Verfügung steht und am wenigsten von Zufälligkeiten der Konservierung abhängig ist, oder müssen wir uns nicht dessen bewußt bleiben, daß wir damit

haarscharf an der historischen Wirklichkeit vorbeigehen können? Wenn man z. B. für die Herkunft des Aurignacien darauf hinweist, daß 'praktisch' alle Steinwerkzeuge, 'die für die Definition des aurignacoiden Technokomplexes herangezogen werden' irgendwelche chronologisch älteren 'Vorläufer' haben, so ist zum einen zu berücksichtigen, daß es sich dabei in der Regel – mag eine solche Aussage auch eine Sünde wider die Merkmalanalyse sein – eher um ein Begleitmaterial innerhalb des 'aurignacoiden Technokomplexes' handelt, zum zweiten aber diese Aussage für die Geschößspitzen aus Knochen und Elfenbein nicht zutrifft – es sei denn, man betrachtet das sog. Aurignacien I in Ungarn als mittel-paläolithisch, womit in diesem Punkt die Frage nach rückwärts verschoben wäre. Wenn Verf. fragt, ob für die untere Schicht der Istállóskő 'sogar die archäologische Definition als Aurignacien nicht stimmt', weil sie eben 'nur auf Grund der Geschößspitzen mit gespaltener Basis getroffen wurde' (S. 173) so ist das ohne Zweifel berechtigt (vgl. auch Narr 1963, S. 68). Gewiß geht es nicht an, die 'Aurignacspitzen' als Leitformen zu betrachten, die für sich allein schon die Anwesenheit eines 'Aurignacien' garantieren; vielmehr wird man von 'Aurignacien' nur sprechen können, wenn auch bestimmte Steinartefakte vorhanden sind, zumal die Kielkratzer (eine Aussage, die im Sinne einer 'Minimaldefinition' des öfteren so mißverstanden worden ist, als wolle der Rezensent nun überall dort, wo Kielkratzer vorkommen, gleich auch ein 'Aurignacien' annehmen); aber Kielkratzer können natürlich auch aus verschiedenen anderen Gründen, sei es durch Zufall, sei es im Rahmen einer funktionalen Variante fehlen, und so wird man dies wohl auf weitere Steinartefakttypen wie 'geschnürte Klingen', Dufourlamellen und evtl. auch andere ausweiten müssen – mit den entsprechenden Unsicherheiten in der Zuweisung. Einer Kombination von Aurignacspitzen und Kielkratzern wird man schwerlich die Bezeichnung als 'Aurignacien' versagen dürfen, und man erfaßt damit doch immerhin einen Kernbestand des mitteleuropäischen Aurignacien und des französischen Aurignacien I. Daß Aurignacspitzen auch lediglich auf Grund schlechter Erhaltungsbedingungen fehlen können, zwingt in solchen Fällen zwar dazu, sich auf die Steinartefakte allein zu stützen, kann aber am prinzipiellen definitorischen Wert nichts ändern.

Der ökologische Ansatz bietet für ein 'behaviouristisches Modell' der Steinartefakt-Inventare wohl den noch am ehesten zu erfassenden Ursachen-Zusammenhang an; doch immer bleibt zu beachten, daß es sich nur um einen Teilaspekt handelt, es sei denn, man wolle 'Kultur' – wie das ja neuerdings tatsächlich geschieht – auf ein 'adaptives System' reduzieren. Deshalb ist es zu begrüßen, daß Hahn in einem eigenen Kapitel auch die 'soziokulturellen Aspekte' berücksichtigt. Interessant sind dabei vor allem die Erwägungen zur Aussage der Jagdbeute über die Individuenzahl der Gruppen oder die Dauer des Aufenthalts. Daß nach der Fleischmenge 'der Vogelherd im Aurignacien entweder über längere Zeit hindurch oder von größeren Populationen besiedelt wurde', soll wohl die Möglichkeit mehrfacher kurzfristiger Aufenthalte kleinerer Gruppen nicht ausschließen. Das muß jedoch Auswirkungen auf die Konzeption des 'unvermischten Inventars' haben, das hier zwar vorliegen mag, für das wir aber eine 'Vermischung' durch die Beteiligung von Gruppen verschiedener Tradition nicht a priori ausschließen können, denn wir vermöchten solche Aufenthalte stratigraphisch nicht voneinander zu scheiden (vgl. Narr, Das Rheinische Jungpaläolithikum [1955] 10). Im übrigen beruhen die Schätzungen von J. W. Birdsell für die Individuenzahl von 'Dialektstämmen' und Lokalgruppen auf recht geringer Grundlage (wie überhaupt bei dem Symposium, auf dem diese Ausführungen vorgetragen wurden, für die Teilnehmer durchweg eine bemerkenswerte Unkenntnis nicht englisch geschriebener Literatur zu beobachten ist, das Ergebnis aber gleichwohl auch im mitteleuropäischen Raum vielfach geradezu als Offenbarung und eigentliche Entdeckung der Jägerkulturen angesehen zu werden scheint). Daß gerade auf diesem Gebiet noch sehr viel zu tun ist, auch ganz andere Materialien erfaßt werden müssen, liegt auf der Hand, und solange werden wir in der konkreten Ausfüllung des abstrakten 'Behaviouristischen Modells' nicht viel weiter kommen.

Zu begrüßen ist auf jeden Fall, daß J. Hahn der Versuchung nicht erlegen ist, als Ergebnis ein eingängiges Schema vorzulegen, das nun von anderen hurtig als eine Art von Bestimmungsbuch verwendet werden kann. Fragen wie Verf. sie behandelt, entziehen sich der Allgemeinverständlichkeit und sind entsprechend auf anderer Ebene zu diskutieren. Dafür aber ist insofern eine neue Grundlage geschaffen als hier nicht rein theoretische Möglichkeiten erörtert, sondern die Verfahren an einem brauchbaren Material der Erprobung unterworfen wurden. Das Ziel war offensichtlich, den Quellen so viele Aussagen abzurufen wie möglich und dabei auch neue Wege zu gehen, mögen sie nach Auffassung des Rez. auch teilweise unnötige Ab- oder Umwege bilden und mag auch manches nicht so originell sein wie es auf den ersten Blick erscheint. Selbst wer einige der Auffassungen von Hahn nicht teilt, wird dieses umfang- und inhaltsreiche Werk nicht entbehren können.